

DAS LEID MACHT UNS NICHT BESSER

ÜBER DIE GRENZE ZUR SELBSTOPTIMIERUNG

Er darf da sein. Und man darf trotzdem weitergehen.

Es ist leicht, dieses Werk falsch zu lesen — vielleicht besonders leicht in einer Zeit, in der für fast jede Erfahrung ein Ratgeber bereitliegt. Für die Erschöpfung gibt es Resilienz, für die Unruhe Achtsamkeit, für den Verlust Trauerarbeit, für die Krise persönliche Entwicklung. Vieles davon hilft Menschen tatsächlich, und nichts spricht dagegen, es anzunehmen. Aber hinter vielen dieser Angebote steht, ausgesprochen oder unausgesprochen, ein Versprechen: Du wirst daran wachsen. Was dich verletzt, macht dich stärker. Was du verlierst, macht dich zu einem besseren Menschen.

Das klingt tröstlich. Genau hier zieht dieses Werk eine Grenze.

Der Verlust ist nicht deshalb wertvoll, weil er reifer macht. Die Schuld ist nicht geschehen, damit jemand etwas über sich lernt. Die Erschöpfung ist kein Trainingsprogramm für die Widerstandskraft, der Schmerz keine Investition in die Persönlichkeit. Und ein Mensch, der an seinem Leid nicht wächst, hat deshalb nicht versagt.

Diese Unterscheidung ist nicht nebensächlich. Sie betrifft die Würde des Leidenden. Denn sobald das Leid einen Zweck für die eigene Entwicklung erfüllen soll, verändert sich sein Charakter: Es wird zum Mittel. Der Schmerz bekommt einen Auftrag, der Verlust einen Nutzen, und das Geschehene wird nachträglich in eine Erfolgsgeschichte verwandelt, in der selbst das Schlimmste noch etwas hervorbringen muss. Aus dem Satz „Es ist geschehen" wird der Satz „Es hat mich zu dem gemacht, der ich heute bin".

Vielleicht stimmt der zweite Satz manchmal. Aber er ist keine Pflicht, und er ist vor allem keine Rechtfertigung.

Das Werk verlangt deshalb nicht, aus dem Riss etwas zu machen. Der Riss darf Riss bleiben. Der leere Platz darf leer bleiben. Eine Wunde muss nicht dadurch gerechtfertigt werden, dass sie später Weisheit hervorgebracht hat. Das ist mehr als eine poetische Haltung — es ist eine Absage an die Verrechnung.

Damit wird auch Reifung etwas anderes als Selbstoptimierung. Sie heißt nicht, belastbarer zu werden, die eigenen Gefühle besser zu kontrollieren oder aus jeder Krise eine Ressource zu machen. Der Mensch lernt nicht, weniger verwundbar zu sein; er lernt, seine Verwundbarkeit zu tragen. Er lernt nicht, den Riss zu schließen; er lernt, an seinem

Rand stehen zu bleiben, obwohl nichts antwortet. Er lernt nicht, den Verlust zu überwinden; er lernt, den leeren Platz nicht zu verraten.

Vielleicht liegt genau hier der Unterschied zwischen Resilienz und Treue. Resilienz fragt: Wie komme ich gestärkt aus dem heraus, was mir widerfahren ist? Die Treue fragt: Wie bleibe ich dem Wirklichen treu, auch wenn ich daraus nicht gestärkt hervorgehe?

Das ist die unbequemere Frage, denn sie lässt die Möglichkeit offen, dass etwas einfach wehgetan hat. Dass etwas verloren ist. Dass etwas nicht wiederkommt. Dass eine Erfahrung keinen pädagogischen Wert besitzt. Und dass ein Mensch trotzdem weiterlebt — nicht besser, nicht stärker, vielleicht sogar verwundeter.

Auch das Gute ist in diesem Werk deshalb keine Belohnung für eine bestandene Prüfung. Es wartet nicht am Ende einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung, sondern geschieht mitten in einer Welt, die nicht heil, nicht gerecht und nicht geschlossen ist. Jemand teilt sein Brot. Jemand bleibt. Jemand hält eine Hand. Nicht, weil die Krise dadurch einen Sinn bekäme, sondern weil der Andere da ist. Das Gute braucht keine Verbesserung des Menschen, um möglich zu werden, und niemand muss erst geheilt sein, um gut handeln zu können.

Vielleicht ist deshalb das Wort getragen so wichtig. Es bedeutet nicht, gelernt zu haben, mit allem besser zurechtzukommen. Es bedeutet, nicht alles in Stärke verwandeln zu müssen.

Etwas tragen zu dürfen, das nicht stärker macht.
Traurig bleiben zu dürfen.
Etwas nicht zu verstehen.
Einen Verlust nicht zu überwinden.
Eine Frage offenzulassen — und trotzdem zu bleiben.

Das ist die Grenze, die dieses Werk gegenüber der Selbstoptimierung zieht. Es verspricht keine bessere Version des Menschen. Es verspricht überhaupt nichts. Es sagt nicht, dass das Leid wachsen lässt, und nicht, dass am Ende verständlich wird, wofür alles gut war. Vielleicht wird es nie verständlich. Vielleicht bleibt der Riss, vielleicht bleibt die Frage, vielleicht bleibt die Verwundung.

Und dennoch kann etwas geschehen. Nicht aus dem Leid, nicht wegen des Leids, nicht für einen späteren Gewinn — sondern daneben.

Ein gutes Wort.
Eine Hand.
Ein Stück Brot.
Ein Bleiben.

Darum ist dieses Werk auch kein Ratgeber für ein gelingendes Leben. Es ist eher eine Einladung, das Leben nicht ständig in Gelingen und Scheitern einzuteilen. Nicht aus allem muss etwas gemacht werden. Manches darf einfach geschehen sein. Manches darf verloren bleiben. Manches darf nicht aufgewogen werden. Und manches Gute darf gut sein, ohne irgendeinen Nutzen für die persönliche Entwicklung zu besitzen.

Vielleicht ist das die eigentliche Freiheit: nicht einmal aus dem eigenen Leid noch etwas machen zu müssen.

Der Riss muss niemanden verbessern.
Er muss niemanden zerstören.
Er muss nicht einmal etwas bedeuten.

Er darf da sein.
Und man darf trotzdem weitergehen.